

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Presse. 1890-1944 1908

177 (15.4.1908) Unterhaltungsblatt Nr. 31

Unterhaltungsblatt der Badischen Presse.

Nr. 31.

Karlsruhe, Mittwoch den 15. April 1908.

24. Jahrgang.

Bilder vom Tage.

— Der neue württembergische Finanzminister **von Gehler** ist am 11. Oktober 1850 geboren und 1878 als Assessor in das Departement des Innern eingetreten. 1880 wurde er Regierungsrat bei der Ministerialabteilung für das Hochbauwesen und erhielt als Oberregierungsrat 1892 die nachgeforderte Entlassung aus dem Staatsdienst, da er die Direktorstelle in der Lebensversicherungs- u. Ersparnisbank in Stuttgart übernahm. Nach Verlauf von nur zwei Jahren kehrte von Gehler aber als Direktor beim königlichen Realgymnasium in den Staatsdienst zurück. 1897 erhielt er, nachdem er in den verschiedensten Zweigen der württembergischen Verwaltung mit Erfolg tätig gewesen war, den Titel eines Präsidenten und wurde zwei Jahre später zum lebenslänglichen Mitglied der Ersten Kammer ernannt, aus der er jetzt infolge seiner Ernennung zum Minister ausscheiden muß. 1900 erfolgte v. Gehlers Ernennung zum Ministerialdirektor im Ministerium des Innern und bald darauf zum Vorstand der Oberregierung; 1904 wurde er Präsident der Hofdomänenkammer, in welcher Stellung er sich besonders um die Neugestaltung der königl. Hofbank sehr verdient gemacht hat. Bis zu seiner jetzt erfolgten Ernennung zum Minister verblieb v. Gehler in der Stellung als Hofkammerpräsident.



von Gehler.



Eduard Kremser.

— **Eduard Kremser**, der Viedemeister und langjährige Dirigent des Wiener Männer-Gesangsvereins, feierte am 10. April das Fest seines 70. Geburtstages. 1838 zu Wien geboren, widmete er sich in jungen Jahren ganz der Musik und wurde, noch nicht 30 Jahre alt, zum Chorleiter des genannten Vereins erwählt. Zahlreich sind die großen Konzerte, in denen Kremser Leiter des Wiener Männer-Gesangsvereins war, zahlreich auch die musikalischen Großtaten, die er an seiner Stelle mit seinem Verein vollbracht zu haben sich rühmen kann. Auch als Komponist hat Kremser sich vielfach mit Erfolg betätigt. Er komponierte Klavierstücke, Vieder, Chorlieder, auch einige Operetten, von denen hier „Die Operette“ (1874), „Der Wotischaster“, „Schlossertönig“ und „Der kritische Tag“ genannt seien. Besonders bekannt ist Kremser durch seine wirkungsvolle Bearbeitung von sechs alt-niederländischen Volksliedern für Männerchor, Soli und Orchester geworden, denen er dann weitere Männerchorwerke mit Orchester, wie „Kring Eugen“, „Balkanbilder“, „Im deutschen Geist“ und „Alles Weihnachtslied“ folgen ließ.



Graf Tornielli.



Graf Andreas Potocki.

— Die italienische Diplomatie hat einen schweren Verlust erlitten. Einer ihrer fähigsten Vertreter, der einen ebenso klugen Kopf wie ein edles Gemüt besaß, ist gestorben: **Graf Tornielli Brusati di Bergani**, seit 13 Jahren italienischer Botschafter in Paris. Geboren zu Novara im Jahre 1836, wandte sich der Dahingegangene früh der politischen Laufbahn zu. Er gehört zu jenem alten Schläge italienischer Staatsmänner, die weniger durch hervorragende Talente als durch treue, schlichte, bescheidene, aber gründliche Arbeit Anteil nahmen an der Einigung ihres Vaterlandes. Das geeinigte Königreich Italien hat dann Tornielli bei den verschiedensten Regierungen, so auch in St. Petersburg, vertreten, wo er seine Gattin, die der russischen Aristokratie angehörende Mlle. de Kostopischin, fand. Bevor er nach Paris kam, war Tornielli Vertreter Italiens in London. 1895 wurde ihm der Gesandtenposten an der Seine übertragen, und Tornielli hat sich bald in Paris die Sympathie der weitesten Kreise zu verschaffen gewußt. Er war der Dolmetscher des diplomatischen Korps, der dessen Mitgliedern er ebenso beliebt war wie bei seinen Landsleuten der ver-

schiedensten Klassen, die in Paris leben. Bei beiden Haager Friedenskonferenzen gehörte Graf Tornielli zu den Vertretern des Königreichs Italien.

— Der in Lemberg dem Fanatismus eines ruthenischen Studenten zum Opfer gefallene Statthalter von Galizien, **Graf Andreas Potocki**, war am 11. Juni 1860 geboren. Er studierte Jura und bestand sein juristisches Doktorexamen. 1895 wurde er in den Landtag gewählt. Nach den Landtagswahlen von 1901, als Graf Radeni vom Präsidium dieses Parlamentes zurücktrat, wurde Potocki Landmarschall und zwei Jahre später Statthalter von Galizien. Graf Potocki, der als umsichtiger und mäßiger Politiker bekannt war, ließ sich die Friedensstiftung zwischen Polen und Ruthenen besonders angelegen sein. Er tat sein Bestes für das Land: er veranlaßte den Ministerpräsidenten von Koerber 1904 zu einer Inspektionsreise nach Galizien und bemühte sich zwei Jahre später bei Einführung der Wahlreform erfolgreich um die Vermehrung der galizischen Mandate.

ein
n.
V.

Ehescheidung Prinzessin Marie von Mecklenburg-Strelitz—Graf Jametel.

— Aufsehen erregt die Meldung aus Paris, die besagt, daß sich Madame la Comtesse de Jametel von ihrem Gatten, dem Grafen George Jametel, wegen ehelicher Untreue desselben habe scheiden lassen. Die Gräfin ist niemand anders als die frühere Herzogin Marie von Mecklenburg-Strelitz, die am 22. Juni 1899 dem französischen Grafen George Jametel die Hand zum Bunde fürs Leben reichte. Die Hochzeit fand damals in der Londoner Residenz des Herzogs von Cambridge, des Großherzogs der Herzogin Marie, statt. Schon diese Vermählung erregte großes Aufsehen, weil der junge Gemann, der sehr einfacher Herkunft ist, erst kurze Zeit vorher in den päpstlichen Grafenstand erhoben worden war. Die jungen Gatten lebten zuerst sehr glücklich in St. Germain bei Paris; ihrem Ehebunde entsprossen mehrere Kinder. Die Gräfin, die sich jetzt wieder Herzogin Marie von Mecklenburg-Strelitz zu nennen beabsichtigt, ist am 8. Mai 1878 als älteste Tochter des Großherzogs Adolf Friedrich geboren.



Gräfin Jametel, geb. Herzogin Viktoria Marie von Mecklenburg-Strelitz. Graf Georges Jametel.

Abenteuer des General Gerard.

Von Conan Doyle (7. Fortsetzung.) (Nachdruck verb.)

Ehe ich noch das Zimmer verlassen hatte, hoachten die beiden Generale wieder über der Karte, so nahe, daß sich die Krampe ihrer Dreimaster berührten. Vor der Tür stand der Unteroffizier von den Genietruppen und wartete auf mich. Ich band den Gurt meines Gewandes fest, nahm meinen Tschako ab und zog die Mönchstappe über den Kopf. Nachdem ich noch die Sporen entfernt hatte, wanderte ich schweigend hinter meinem Führer her.

Wir mußten vorsichtig vorgehen, weil auf den Mauern spanische Wachen standen und beständig auf unsere Vorposten schossen. Wir schlichen uns an dem großen Kloster hin und zwischen den Trümmerhaufen durch, bis wir an einen großen Nußbaum kamen. Hier machte der Sergeant halt.

„Man kann leicht an diesem Baum hinaufklettern,“ sagte er. „Eine Leiter mit Sprossen könnte nicht geeigneter sein. Steigen Sie 'nauf, vom obersten Ast können Sie das Dach dieses Hauses erreichen. Von da aus muß Sie dann Ihr Säbengel weiter führen, denn ich kann Ihnen nicht mehr helfen.“

Ich schürzte meinen schweren braunen Mantel hoch und kamm empor. Wir hatten erstes Viertel und der Mond schien hell. Das schwarze Dach hob sich deutlich ab von dem glänzenden Sternenhimmel. Der Baum stand im Schatten des Hauses. Ich kroch langsam von Ast zu Ast, bis ich beinahe in der Spitze war. Ich brauchte nur noch an einem starken Zweig entlang zu turnen, um die Mauer zu erreichen. Aber plötzlich hörte ich Schritte. Ich klammerte mich an den Stamm und suchte mich in seinem Schatten zu verbergen. Auf dem Dach bewegte sich ein Mann auf mich zu. Ich sah seine dunkle Gestalt heranschleichen, er kroch auf dem Bauch und hatte den Kopf vorgestreckt, an der Seite sah ich einen Gewehrlauf hervorgucken. Sein ganzes Benehmen zeigte Vorsicht und Verdacht. Ein- oder zweimal hielt er inne, dann schlich er weiter bis an den Rand der Mauer, nur ein paar Meter von mir entfernt. Hier machte er halt, legte an und feuerte.

Ich war über den plötzlichen Knall so dicht in meiner Nähe derartig bestürzt, daß ich beinahe vom Baum gefallen wäre. Im ersten Moment glaubte ich fast, ich selbst wäre getroffen. Aber als von unten ein tiefes Stöhnen an mein Ohr drang und der Spanier sich über die Mauer beugte und laut lachte, wußte ich, was los war. Mein armer treuer Sergeant hatte unter gewartet, um zu sehen, wie ich hinüberkommen würde. Der Spanier hatte ihn unter dem Baum stehen sehen und auf ihn geschossen. Sie werden mir hier einwenden, meine Herren, daß man in der Nacht nicht schießen kann, aber Sie müssen wissen, daß diese Leute ihre Büchsen mit allen möglichen Steinen und Metallstücken laden, so daß sie jemanden so sicher treffen, wie ich einen Fasanen von einem Ast herunterhole. Der Spanier blickte hinunter in die Dunkelheit, während der Sergeant durch gelegentliches Nschzen noch Lebenszeichen von sich gab. Viel-

leicht wollte er dem verfluchten Franzosen den Todesstoß geben, vielleicht wollte er ihm auch nur die Taschen durchsuchen; was ihn nun auch bewegen mochte, er legte sein Gewehr nieder, beugte sich nach vorn und schlang sich auf den Baum. In diesem Augenblick stieß ich ihm meinen Dolch in den Leib; er fiel durch das krachende Astwerk und mit einem schweren Plump auf dem Erdboden auf. Ich hörte noch ein kurzes Ringen unten und ein paar Flüche auf Französisch. Der verwundete Sergeant hatte nicht lange auf Revanche zu warten brauchen.

Ein paar Minuten verhielt ich mich ruhig, denn es schien mir klar, daß jemand infolge des Lärmes herbeieilen würde. Es blieb jedoch alles still, mit Ausnahme der Turmuhren in der Stadt, welche die mitternächtige Stunde verkündeten. Ich kletterte dann an dem Ast entlang und schlang mich auf das Dach. Die Platte des Spaniers lag da, aber sie konnte mir nichts nützen, weil er das Pulverhorn bei sich im Gürtel hatte. Doch, falls sie gefunden würde, konnte sie dem Feind verraten, daß hier etwas passiert sein mußte; ich hielt es also fürs Beste, sie über die Mauer zu werfen. Darauf hielt ich Umschau, wie ich vom Dach runter in die Stadt gelangen könnte.

Es fiel mir sofort ein, daß ich entschieden am einfachsten auf dem Wege hinunterkommen könnte, auf dem der Posten heraufgekommen war, und welcher das war, sollte ich bald erfahren. Vom Dach her rief eine Stimme mehrere Male „Manuelo! Manuelo!“ und ich sah, während ich mich im Schatten verkroch, den härtigen Kopf eines Mannes zwischen einer Falltür hervorlugen. Als er auf sein Aufen keine Antwort bekam, kletterte er heraus; und hinter ihm folgten noch drei andere Kerle, alle bis an die Zähne bewaffnet. Hier werden Sie sehen, Messieurs, wie wichtig es ist, auch nicht die geringste Vorsicht außer acht zu lassen; ich würde außer Zweifel entdeckt worden sein, wenn das Gewehr noch dagelegen hätte. Aber so sah die Wache keine Spur von ihrem Kameraden und nahm sicher an, daß er an der Reihe von Dächern weitergegangen wäre. Sie schlugen daher auch diese Richtung ein und ich stürzte, sobald sie den Rücken gewandt hatten, an die offenstehende Falltür und rauf die Treppe hinunter. Das Haus schien unbewohnt zu sein, denn ich konnte ungestört mitten durchlaufen und durch die offene Haustüre auf die Straße kommen.

Es war eine schmale, öde Gasse, sie führte aber auf einen breiteren Weg, auf dem Feuer brannten, um die herum eine Menge schlafender Soldaten und Bauern lagen. Es roch so gräßlich in der Stadt, daß ich mich wunderte, wie Menschen in dieser Atmosphäre leben könnten. Während der langen Monate, welche die Belagerung schon gedauert hatte, waren weder die Straßen gesegt, noch die Toten begraben worden. Viele Leute wanderten von einem Feuer zum anderen, und darunter entdeckte ich auch einige Mönche. Da ich bemerkte, daß sie unbehelligt hin- und hergingen, sagte ich Mut und eilte vorbei nach dem großen viereckigen Platz zu. Einmal sprang von einem der Feuer ein Mann auf und sagte mich am Ärmel. Er deutete auf ein Weib, das regungslos am Wege lag, und ich merkte, daß er meinte, sie würde bald sterben, und ich sollte ihr doch die

Erleuchtungen der Kirche zuteil werden lassen. Ich nahm meine Zuflucht zu dem bischen Latein, was ich noch konnte, und sagte Ora pro nobis mit salbungsvoller Stimme, Te deum laudamus. Ora pro nobis. Während ich sprach, hob ich meine Hand hoch und deutete vorwärts. Der Bursche ließ meinen Kermel los und trat schweigend zurück, worauf ich mit feierlicher Gebärde weiter schritt.

Wie ich mir gedacht hatte, mündete diese breite Straße auf dem Hauptplatz, den mir der General bezeichnet hatte. Er war von Feuern erleuchtet und wimmelte von Soldaten. Ich ging rasch weiter und klümmerte mich weiter nicht um etliche Leute, die mich ansprachen. Ich ging am Dom vorbei in die Straße hinein, wie mir beschrieben worden war. Da ich mich jetzt in dem Stadtturm befand, auf den wir keinen Angriff machen konnten, waren auch keine Soldaten und Richter hier zu sehen. Außer dem vereinzelten Lichtschimmer aus einem Fenster war alles dunkel. Das betreffende Haus zwischen der Schenke und dem Schusterladen zu finden war nicht schwer. Es war aber kein Licht drin und die Tür war zu. Ich drückte vorsichtig auf die Klinke und fühlte, daß sie nachgab. Ich konnte unmöglich wissen, wer drin war, mußte es aber doch wagen. Ich stieß die Tür auf und trat ein.

Es war stockdunkel drin — besonders als ich die Türe hinter mir zugemacht hatte. Ich tastete umher und fühlte endlich die Tischplatte. Dann blieb ich stehen und überlegte, was ich zunächst tun sollte und wie ich am besten von diesem Hubert Nachricht bekommen könnte, in dessen Haus ich mich nun befand. Jeder Mißgriff würde nicht nur mein Leben kosten, sondern auch das Gelingen meiner Mission zur Folge haben. Wenn möglich, wollte er nicht allein hier, vielleicht war er nur in Pension bei einer spanischen Familie, und mein Besuch würde ihn ebensowohl ins Verderben stürzen wie mich selbst. Ich habe mich selten im Leben in einer überlegenen Lage befunden, mes amis. Da plötzlich machte etwas das Blut in meinen Adern stocken. Direkt in mein Ohr flüsterte eine Stimme: „Mon Dieu! Oh, mon Dieu! mon Dieu!“ Es kam wie von jemandem, der im Todesstampf liegt. Dann folgte noch ein Stöhnen, und gleich wieder war's vollkommen ruhig.

Es überließ mich kalt vor Schrecken, es waren entsetzliche Töne gewesen, aber doch rief es auch eine gewisse Hoffnung in mir wach, denn es waren französische Laute.

„Wer ist da?“ fragte ich.
Ich vernahm ein Fluchen, aber keine Antwort.
„Sind Sie das, Herr Hubert?“

„Ja, ja,“ klang es leusend an mein Ohr, so leise, daß ich's kaum hören konnte. „Wasser, Wasser, um Himmels willen, Wasser!“

Ich tastete mich vorwärts, kam jedoch an eine Wand. Wieder hörte ich ein Stöhnen, aber diesmal war's zweifellos über meinem Kopf. Ich griff in die Höhe, fühlte aber weiter nichts als Luft.

„Wo sind Sie?“ rief ich.
„Hier! Hier!“ flüsterte leise die sonderbare zitternde Stimme. Ich streckte meine Hand längs der Wand aus und kam an einer nackten Fuß. Er befand sich in gleicher Höhe mit meinem Gesicht und hatte doch, soweit ich fühlen konnte, keine Unterlage. Ich taumelte zurück vor Entsetzen. Dann nahm ich mein Feuerzeug aus der Tasche und machte Licht. Beim ersten Funken kam mir's vor, als ob ein Mensch vor mir in der Luft schwebte, und vor Bestürzung ließ ich das Feuerzeug fallen. Mit zitternder Fingern schlug ich wieder Feuer, und diesmal brannte nicht nur der Zunder, sondern auch die Wachskerze. Ich hielt sie in die Höhe. Durch das, was ich nun sah, wurde mein Staunen geringer, aber mein Entsetzen noch größer.

Der Mann war an die Wand genagelt, wie zuweilen Wiesel an Scheunentore genagelt werden. Mächtige Nägel waren ihm durch Hände und Füße geschlagen. Der Kermel lag in den letzten Hügen, der Kopf war auf die Schulter gesunken und seine schwarze Zunge hing ihm zum Munde heraus. Er starb ebenso sehr vor Durst wie an seinen Wunden, und die Unmenschen hatten einen Becher Wein vor ihm auf den Tisch gestellt, um seine Qualen zu vermehren. Ich reichte ihm diesen hinauf. Er war noch fähig, zu schlucken, und seine brechenden Augen klärten sich etwas auf.

„Sind Sie ein Franzose?“ flüsterte er.
„Ja. Man hat mich hergeschickt, um zu erfahren, was Ihnen passiert ist.“
„Sie entdeckten mich. Sie haben mich dafür getötet. Aber eh' ich sterbe, hören Sie, was ich weiß. Noch einen Schluck Wein, bitte! Nächst! Nächst! Es geht gleich zu Ende. Die Kraft verläßt mich. Hören Sie! Das Pulver liegt im Zimmer der Oberin. Die Wand ist durchbohrt, und das Ende der Fündschnur ist in der Schwester Angela Jelle, neben der Kapelle. Vor zwei Tagen war schon alles bereit. Aber sie fing einen Brief auf und spannten mich auf die Folter.“

„Gütiger Gott!“ haben Sie schon 2 Tage hier gehangen?“
„Es kommt mir vor wie zwei Jahre. Kamerad, ich habe Frankreich gut gedient, nicht wahr? Erweisen Sie mir also einen kleinen Dienst. Durchbohren Sie mein Herz, Freund! Ich bitte Sie, ich flehe Sie an, machen Sie meinem Leiden ein Ende!“

(Fortsetzung folgt.)

Die letzte Sonnenfinsternis.

— Von den drei Sonnenfinsternissen dieses Jahres, einer totalen und zwei ringförmigen, hat die erste am 3. Januar stattgefunden; leider lag die Beobachtungsgone sehr ungünstig, nämlich in den entlegensten Teilen des Stillen Ozeans. Der Freigeist des kalifornischen Multimillionärs Croder ist es zu verdanken, daß auf seine Kosten die Vickers-Werkstatt und das Smithsonian-Institut eine gemischte Expedition unter Leitung des englischen Forschers Mac Clean ausrüsten konnten, die sich mit einem von der Regierung der Vereinigten Staaten gestellten Kanonenboot nach der Flint-Insel begab. Die Flint-Insel, der einzige für die Beobachtung geeignete Standort, ist ein kleines, zur Manahiki-Gruppe der central-polyneesischen Epanden gehörendes Eiland. Wir veröffentlichen eine erst jetzt eingetroffene Photographie, die den Leiter der Expedition Mac Clean bei den photographischen Apparaten zeigt.



Beobachtung der Sonnenfinsternis vom 3. Januar auf der Flint-Insel im Stillen Ocean. Mr. F.K. Mac Clean mit seinen Beobachtungsapparaten.

Der Brand der Garnisonkirche in Berlin.

Ein Heiligtum des preussischen Heeres ist in Berlin am letzten Montag — wie es scheint, infolge von Kurzschlug — ein Raub der Flammen geworden: Die alte Garnisonkirche hinter dem Berliner Lustgarten ist samt den in ihr aufbewahrten Tropfen aus den großen Kriegen gestern niedergebrannt. Es war 8 Uhr abends, als ein heller Feuerchein über der Börse einen Brandherd anzeigte. Bald war die benachbarte Neue Friedrichstraße vollständig in Rauch gehüllt, der aus dem westlichen Teil der Garnisonkirche kam. Diesem Rauch golt es zunächst Abzug zu verschaffen, und so fielen vorerst die Kirchenfenster den Argten der Feuerweh zum Opfer. Bald aber schlugen die Flammen auch nach dem Dachstuhl. Um 9 Uhr bildete der eine Flügel der Kirche ein einziges Flammenmeer, das die umliegenden Gebäude bengalisch erhellte. Bald nach 9 Uhr stürzte der nur wenig hohe Glockenturm der Kirche zusammen, und als die Ritterschicht nähte, war die Kirche bis auf die Umfassungsmauern ausgebrannt. **Nach der Entdeckung des Feuers war auch der Kronprinz in Begleitung der Generale v. Sahlke und v. Kessel an die Brandstätte geeilt. Es konnte ihm berichtet werden, daß das Kirchenarchiv, der Konfirmandensaal und einige andere Räume auf dem Ostflügel der Kirche, die Altargeräte und das berühmte Altarkreuz gerettet seien. Leider aber sind all die ererbten Fahnen und Standarten, die zahlreichen Beweise preussischer und brandenburgischer Tapferkeit, bis auf einige Reste verbrannt.** Die Kirche liegt in dem geschäftstüchtigsten Teile Berlins. Sie war im Neuhern sehr einfach gehalten. Dem Fremden fiel sie zunächst durch die runden Felder über den Eingangstüren auf, in denen ein Stein mit der Ueberschrift Non soli codit der Sonne zufliegt. Erbaut hat die Kirche Preußens Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., sie wurde am 31. Mai 1722 eingeweiht.



Der Brand der Garnisonkirche in Berlin.



Das Innere der abgebrannten Garnisonkirche in Berlin.

Weithin berühmt war die Orgel der Kirche, die nach übereinstimmenden Berichten bei Feuer ausgebrochen sein soll. Unter den mancherlei geschichtlich denkwürdigen und unersehbaren Gegenständen, die ein Raub der Flammen geworden sind, befindet sich auch der Kirchenstuhl Friedrich Wilhelms I., ein ganz einfacher hölzerner Stuhl. Was aus der Aschengruft der Garnisonkirche geworden ist, kann im Augenblick noch nicht gesagt werden. In dieser Kirche sind nicht weniger als 14 Feldmarschälle und 50 Generale beigesetzt. Vom Jahre 1723 bis 1801 bildete sie den großen unterirdischen Kirchhof für die Offiziere der Berliner Garnison. Es liegen dort u. a.: Reichsgraf von Bartenleben, Graf Finkenstein, v. Katte, der Vater des all Freund des nachmaligen Großen Friedrich hingegründeten Leutnants Katte. Vor allem aber sei an den Feldmarschall v. Keith erinnert, der 1759 bei Hochkirch gefallenen Helben aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. Gelegentlich seines zweihundertsten Geburtstages war sein Grab geöffnet worden und in dem Gewölbe hatte der tote zu aller Ueberschuldung sich deutlich erkennen lassen. Auch der aus den Befreiungskriegen rühmlich bekante Graf Allex von Rollendorf hat hier seine Ruhestätte gefunden. Am 12. August 1720 wurde die Kirche bereits einmal durch die Explosion eines in der Nähe stehenden Pulverturms zerstört. 72 Personen, darunter auch viele Soldaten und zahlreiche harmlose Passanten, fielen der Katastrophe damals zum Opfer.

Die alte Garnisonkirche wurde für die Regimenter im Innern Berlins bis in die letzte Zeit hinein zu Gottesdiensten benutzt. Dem Kaiser, der mehrfach Militärgottesdiensten in der alten Garnisonkirche beigewohnt hat, wurde über die Brandkatastrophe sofort telegraphisch Bericht erstattet. Der Oberpfarrer der abgebrannten Garnisonkirche Wesens befindet sich zur Zeit in Begleitung des Kaisers auf Korfu.

Das Hauptschiff der Kirche barg, wie nachzutragen ist, fünf große wertvolle Delgemälde von Rodt, die Helben des siebenjährigen Krieges darstellend, und ein altes Bild von Wegas „Christus am Oelberg“.